

Astrid Geisler

PIRATENBRAUT

Meine Erlebnisse in der wildesten Partei
Deutschlands

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2013

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Rudolf Linn, Köln

Autorenfoto: © Clemens von Wedemeyer

Gesetzt aus der Minion und Frutiger

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04530-7

»Eigentlich müssten wir rufen: Aufnahmestopp!«

Wie ich auf die kuriose Idee komme, in der Parteizentrale einen Mitgliedsantrag zu erbitten

1

»Aber einen Computer und Internet hast du?!« Der Glatzkopf hinter dem Laptop schaut mich mitleidig an. Es ist der Montag nach der Wahl in Schleswig-Holstein. Die Piraten sind wieder in einen Landtag eingezogen – zum dritten Mal in acht Monaten. Erst 8,9 Prozent in Berlin, dann 7,4 Prozent im Saarland, nun 8,2 Prozent im Norden. Dort liegen sie gleichauf mit der FDP, als viertstärkste Fraktion hinter CDU, SPD und Grünen.

Und einige Zeitungen haben bereits den nächsten Aufreger entdeckt: Johannes Ponader, der politische Geschäftsführer der Piratenpartei, hat mit Trekkingsandalen an den nackten Füßen in Günther Jauchs Talkrunde gesessen und während der Sendung getwittert.

In einer Stunde werden Journalisten zur Pressekonferenz hier in die Parteizentrale in Berlin-Mitte drängen. Doch auf den Tischen liegen noch angebissene Krapfen herum. Das Klo ist verstopft. Ein Hausmeister im Blaumann stapft durch den Raum. Im Nebenraum läutet ein Telefon. Und ich stehe in der Tür und möchte Piratin werden.

»Wo ist nur dieses Formular für den Mitgliedsantrag ...« Der Glatzkopf stöbert in seinem Laptop. Auf diese Idee muss erst mal jemand kommen: in der Parteizentrale persönlich die Mitgliedschaft zu beantragen, obwohl man sich das Formular auch daheim aus dem Internet herunterladen kann. Ein jüngerer Pirat deutet

auf einen Ikea-Schwingsessel, der verloren im Raum steht. »Setz dich doch.« Vom Sessel aus mustere ich den dunklen Erdgeschoss-laden.

Als ich vom S-Bahnhof bis in diese unscheinbare Seitenstraße ge-laufen war, vorbei an der Großbaustelle für die neue BND-Zentra-le, einem Surfbrett-Shop und der Endhaltestelle der Straßenbahn, da hatte ich mir natürlich keinen vielstöckigen Prachtbau vorge-stellt, wie ihn sich CDU und SPD in die Hauptstadt gebaut haben, kein repräsentatives Atrium und keine Hostess im Business-Kos-tüm, die mich am Empfangstresen begrüßt. Aber das hier über-rascht mich doch.

Die hohen Schaufenster sind dicht mit Plakaten beklebt. Zwi-schen zerwühltem Infomaterial verstaubt ein Modellpiratenschiff auf einem Abstelltisch. An der Wandtafel stehen noch die Ergeb-nisse der Landtagswahl im Saarland vor sechs Wochen: 7,4 Prozent für die Piraten – das war ein besseres Ergebnis, als die Grünen dort je erreicht haben. Und in diesem Ladenlokal eines Berliner Alt-baus stapeln sich zusammengefaltete Klappstühle neben der Tür. Vorne am Eingang warnt ein handgeschriebener Zettel, keine Pa-kete mehr für Nachbarn anzunehmen. Neben dem Kopierer tür-men sich Getränkekisten. Bin ich hier in einer Parteizentrale oder in einer Männer-WG?

Endlich surrt im Nebenraum ein Drucker. »Du weißt, dass der Mitgliedsbeitrag gestiegen ist?« Der Kahlkopf drückt mir ein Blatt Papier in die Hand. »Kostet jetzt 48 Euro im Jahr statt 36 Euro.«

Dies sollte eigentlich ein großer Moment sein. Ich trete einer Partei bei. Zum ersten Mal in meinem Leben. Nicht etwa den Grü-nen, wie meine Eltern Ende der Siebziger, auch nicht der SPD, wie einige meiner Freunde vor Jahren – oder gar der FDP, wie Sascha, ein Kommilitone. Ich, Journalistin und Mutter zweier Kinder, möchte mit 37 Jahren Piratin werden. Doch niemand jubelt, kei-ner streckt mir die Hand entgegen, sagt höflich: Toll, dass du jetzt auch dabei sein willst! Oder gar: Willkommen an Bord! Beim Ab-schluss meines Handyvertrags war mehr Pathos in der Luft.

Dabei habe ich mir diesen Gang nicht leicht gemacht. Es dauerte Wochen, bis ich mich selbst überzeugt hatte: Jetzt wäre es an der Zeit. Die Piraten hatten in Umfragen gerade die Grünen überholt. In der Presse stritten sich Kommentatoren, ob diese Neuen mit ihrer »aggressiven Naivität« eine Gefahr für die Demokratie seien, wie die *Welt* behauptet, oder, wie die *Frankfurter Rundschau* schrieb, ein Segen, weil sie mehr »Innovation und Nachdenken über alternative Mechanismen der Demokratie« böten als alle anderen Parteien.

Seit ein paar Monaten spalteten die Piraten meinen Freundeskreis: Die einen vergötterten die 24-jährige Psychologiestudentin Marina Weisband, die bis vor Kurzem noch Politische Geschäftsführerin war, für ihre Klugheit und ihr rhetorisches Talent und sahen in ihr den »nächsten Joschka Fischer«. Die anderen verspotteten sie als »Prinzessin Lillifee mit Laptop«. Die eine Hälfte meines Freundeskreises vermutete bei den Piraten das größte innovative Potenzial innerhalb unseres Parteiensystems. Die andere Hälfte hielt die Neulinge, die sich in Talkshows setzten und auf Fragen des Moderators einfach »Keine Ahnung« antworteten, für eine riesige Luftnummer.

Ich selbst fand es überfällig, dass Politiker endlich mal ihre Ahnungslosigkeit gestanden. Mir kam es zeitgemäß vor, dass die Partei so postideologisch auftrat. Denn: Wer aus der Generation der unter 40-Jährigen mag sich noch klar auf eine parteipolitische Dogmatik festlegen?

Dann las ich einen Essay von Constanze Kurz, Sprecherin des Hacker-Vereins »Chaos Computer Club«, im *Spiegel*. »Ein Neumitglied der Piraten erlebt praktische Politik fundamental anders als Neugenossen anderswo im politischen Spektrum«, versprach die Informatikerin. »Unabhängig von Alter, Eloquenz oder Protégés ist der Zugang zum inhaltlichen Herz der Partei sofort gegeben. Diese Durchlässigkeit ist prägend und motivierend, ebenso wie die überwiegend positive Neugier, die den Piraten allerorten entgegenschlägt.« Ja wirklich?

Sicherheitshalber lud ich mir vor fünf Tagen das komplette

Grundsatzprogramm der Piraten aus dem Internet herunter – und las es von vorn bis hinten durch. Bei gerade einmal 13 Seiten, Deckblatt und Inhaltsverzeichnis inklusive, ging das zugegeben erfreulich schnell.

Das Papier ist das Rudiment eines Programms. Es enthält Passagen, die mich befremdeten: »(...) Die Rückführung von Werken in den öffentlichen Raum ist daher nicht nur berechtigt, sondern im Sinne der Nachhaltigkeit der menschlichen Schöpfungsfähigkeiten von essenzieller Wichtigkeit.« Und andere Abschnitte, die mich kaltließen. Wenn ich bisher für eine Partei gestimmt hatte, dann nicht wegen ihrer Positionen zu Musikausbörsen oder zum Informationsfreiheitsgesetz. Aber: Nichts von all dem, was ich las, schreckte mich wirklich ab.

Seit Wochen wurde dieser Partei vorgehalten, jedes ihrer programmatischen Ziele könne, kaum proklamiert, von der allmächtigen Basis quasi per Mausklick wieder gekippt werden. Wunderbar! Ich verstand das als Aufforderung zum Mitmachen, als verlockendes politisches Experiment. Zumal die Piraten in dem Programm versprochen, die digitale Revolution endlich auch für die Demokratie nutzbar zu machen.

Aus dem Ikea-Schwingsessel in dem engen Ladenlokal in Berlin-Mitte betrachtet, erscheint mir diese Verheißung plötzlich einigermaßen großwahnstinnig. Aber sie trifft meine Stimmung. Ich habe sieben Monate Elternzeit hinter mir, ich fühle mich fällig für ein politisches Abenteuer.

Ich lege das leere Beitrittsformular auf meine Knie, fülle es aus. Als ich fertig bin, fällt mir auf, was ich da in der Hand halte. Einen weißen Kuli mit rotem Logo: SPD! Ein Souvenir aus dem Berliner Wahlkampf im vergangenen Sommer. Wochenlang hatten uns die Sozialdemokraten mit Aufmerksamkeiten am Spielplatz aufgelauert.

Hektisch lasse ich das Werbegeschenk in meiner Manteltasche verschwinden. Zum Glück sind die zwei Piraten in der Parteizentrale an diesem Montagmorgen viel zu beschäftigt, um sich für

meinen Kugelschreiber zu interessieren. Die Partei sei gerade in einer ziemlich irren Phase, sagt der ältere Pirat entschuldigend. Vor lauter Aufnahmeanträgen kämen sie gar nicht mehr hinterher mit den Mitgliedsausweisen. »Eigentlich«, verkündet er, »müssten wir rufen: Aufnahmestopp!« Ein prüfender Blick in meine Richtung, dann ergänzt er: »War ein Witz.« Aber klar doch: Wieso sollte ich auch Scherze kapieren, wenn ich mir offensichtlich nicht mal selbst ein Beitrittsformular aus dem Internet ausdrucken kann?

Ich muss wieder an meinen Kommilitonen Sascha denken: Als er in die FDP eintrat, hieß ihn der Bundesgeschäftsführer der Partei persönlich im Thomas-Dehler-Haus willkommen – mit Blumenstrauß, einer limitierten und damit sehr begehrten »FDP-Jubiläumsumuhr« aus der »FDP Quality Collection«, auf deren Rückseite die Namen Walter Scheel, Otto Graf Lambsdorff und Hans-Dietrich Genscher eingraviert waren, und den sagenhaften Worten: »Sie sind unser ›Mehr Brutto‹.« Das zumindest verbreitete die FDP in einer Pressemitteilung. Denn Sascha war angeblich das 10.000 Neumitglied des Jahres 2009. Und damals währte sich die FDP auf der Siegerstraße. Als ich Sascha unlängst anrief und ihn auf seine Parteimitgliedschaft ansprach, war er schon wieder ausgetreten.

Ich versuche mir vorzustellen, womit wohl die Piraten im Jahr 2020 ihr hunderttausendstes Mitglied begrüßen könnten: Vielleicht mit einem Marina-Weisband-Gedenk-USB-Stick? Oder wird der heutzutage so wahnsinnig praktische Datenspeicher dann längst Geschichte sein – genau wie die Partei?

Der kahlköpfige Pirat holt mich aus meinen Gedanken zurück. Seine Partei habe einfach nichts von Mitgliedern, die nur das orangefarbene Parteibuch wollten, weil das gerade angesagt sei, rumpelt er. »Wir brauchen Leute, die wirklich mitmachen!« Aus welchem Stadtteil ich überhaupt komme? Friedrichshain, antwortete ich kleinlaut. Er deutet auf den Computerbildschirm: Das hier sei das Piraten-»Wiki«, das Online-Lexikon der Partei. »Hier findest du alle Informationen«, sagt er. »Die meisten kapieren's aber erst mal nicht.« Er meint das gewiss freundlich.

Inzwischen hetzt die Pressesprecherin, eine sportliche Mittdreißigerin mit blondem Kurzhaarschnitt, durch den Raum, sammelt wortlos die angebissenen Krapfen ein. Ihr Mitstreiter scheint nicht mehr an die Pressekonferenz zu denken, die hier in einer guten Stunde beginnen soll. »Geh am besten einfach mal zu einem Crew-Treffen«, rät er mir. Die Crews seien so was wie Ortsgruppen. Er klickt sich durch ein paar Internet-Seiten, dann zeigt er mir auf seinem Monitor: In meiner Berliner Nachbarschaft seien inzwischen schon drei Crews aktiv. Außerdem, sagt er, gebe es noch »Squads« – also landesweit aktive Arbeitsgruppen zu den unterschiedlichsten Themen und Aufgabenfeldern. Er zum Beispiel sei im »Squad P9« aktiv, der Parteizentralen-AG, benannt nach deren Postadresse: Pflugstraße 9a. Die Mitglieder des »Squad P9« kümmern sich ehrenamtlich um alles hier in der Parteizentrale: Bürgeranfragen am Telefon beantworten, Post bearbeiten, Glühbirnen auswechseln. »Die Termine unserer Squad-Treffen findest du im Wiki«, sagt er. »Komm einfach vorbei und mach mit, wenn du willst!«

Ist das sein Ernst? Sollte ich nicht erst mal die Partei ein bisschen kennenlernen, bevor ich als ahnungslose Freiwillige in der Parteizentrale den Hörer abnehme, wenn das Telefon klingelt? Ach was, sagt der Pirat. »Ich bin hier auch ins kalte Wasser gesprungen.« Er klingt jetzt väterlich.

Ich reiche ihm mein ausgefülltes Antragsformular. Er schaut sich hilflos um. »Da muss ein Eingangsstempel drauf!«, ruft der jüngere Pirat aus dem Nebenraum. Der Glatzkopf holt einen Stempel, fummelt an der Datumsanzeige herum. Bum. Der erste Eingangsnachweis sitzt verkehrt herum auf dem Papier. Bum. »7. Mai 2012«.

Der Tag, an dem ich unter die Piraten fiel.

Er steckt das Formular in eine Plastikablage. Ich bekomme ein ungutes Gefühl. Wird in den nächsten Wochen irgendwer in dieses Schubfach schauen? Interessiert sich hier überhaupt noch jemand für bedrucktes Papier? Der Pirat streckt mir seinen Daumen ent-

gegen. Die Fingerkuppe ist dick mit blauer Tinte beschmiert. Er grinst schräg.

Auf dem Heimweg fällt mir auf: Niemand in der Parteizentrale hat sich mir mit Namen vorgestellt. Vielleicht haben die beiden ehrenamtlichen Helfer das in der Hektik vergessen. Vielleicht hielten sie es auch für überflüssig. Schließlich veröffentlichen die Piraten ja so ziemlich alles im Internet.

In der Straßenbahn ziehe ich mein Smartphone aus der Anoraktasche, tippe in der Suchmaschine ein: »Wiki P9 Squad«. Tatsächlich. Sogar der Schichtplan für die Geschäftsstelle findet sich im Netz. Und darin steht, welche Piraten an diesem Montagmorgen Dienst hatten. Wie es sich unter Piraten gehört, haben beide einen Steckbrief von sich ins Netz gestellt. So erfahre ich: Ronny, der Jüngere der beiden, ist Anfang dreißig, Elektrotechnik-Ingenieur und »Freund des technischen und menschlichen Fortschritts«. Michael, Anfang fünfzig, bringt gleich drei berufliche Qualifikationen für sein Ehrenamt in der Parteizentrale mit: »Fotograf, Journalist, Universaldilettant«. Ich muss schmunzeln: Ob der Tippfehler wohl Absicht ist?

Als mein Freund abends aus dem Büro nach Hause kommt, ruft er neugierig: »Und?« Eigentlich keine übermäßig komplexe Frage. Aber ich stehe da, als sollte ich erklären, warum die Rückführung von Werken in den öffentlichen Raum im Sinne der Nachhaltigkeit der menschlichen Schöpfungsfähigkeiten von essenzieller Wichtigkeit ist. »Puh«, sage ich erst mal. Dann: »Ziemlich unübersichtlich.«

»Für eine Karriere bei denen bist du wahrscheinlich eh schon zu alt«, analysiert mein Freund auf seine unvergleichlich charmante Art. Wieso reden eigentlich alle immer gleich von Karriere, sobald es um mich und die Piraten geht? Meine Mutter warnt: »Pass auf, demnächst sitzt du im Bundestag!« Ein Kollege versichert: »Die brauchen genau solche Frauen wie dich, du wirst da bestimmt was!« Ich hingegen wäre schon froh, wenn ich in etwa wüsste, was ich als Nächstes tun soll. Auf den Tag zu warten, an dem ein Mit-

gliedsausweis in meinen Briefkasten liegt, scheint mir jedenfalls keine kluge Strategie. Ich versuche, mich an die Ratschläge des »Universaldiletanten« zu erinnern: Crew, Squad, Wiki. Vielleicht sollten die Piraten allen Neulingen erst mal ein Lexikon in die Hand drücken.

Während mein Freund die Spaghetti für das Abendessen in den Topf wirft, frage ich heimlich Google um Rat: »Pirat Neuling Berlin«. Ich lande auf einer »Wiki«-Seite der Berliner Piratenpartei. »Du bist interessiert und möchtest uns genauer kennenlernen?«, steht dort fett gedruckt. Darunter eine Liste mit Adressen, Terminen und Links – vom wöchentlichen Piratenstammtisch im »Kinski Club« in Berlin-Neukölln bis zum »Counsellor Squad« für alle, die »Probleme oder Sorgen« haben. Danke, so schlimm ist es bis jetzt noch nicht.

»Halt dir mal den nächsten Dienstagabend für die Kinder frei«, verkünde ich meinem Freund. »Da geh ich zum Stammtisch im Kinski. Ist ein wichtiger Piratentreffpunkt.« Es klingt verblüffend überzeugt.

»Schade, dass es das Internet vor 100.000 Jahren noch nicht gab«

Ein Berliner Piratenstammtisch bedient alle Klischees, und ich bin kurz davor zu flüchten

2

Der Pirat im Eingangsraum der Neuköllner Kneipe trägt das Motto auf der Brust. Fünf Buchstaben, leuchtend orange umrahmt: B A S I S. Daneben klein das Logo der Partei. Der Aufdruck ist kein Werbegag. Er ist ein Bekenntnis.

Ich weiß noch nicht viel über diese Partei, eines aber habe ich verstanden: Wer ein großer Pirat werden will, der sollte sich klein machen. »In der Partei habe ich nichts zu sagen, ich habe genau eine Stimme, genau wie jeder andere Pirat auch.« Diese Behauptung stammt nicht etwa von mir, sondern von der Parteiikone Marina Weisband. Egal, wie viele Journalisten die Mittzwanzigerin in ihrer Zeit als Politische Geschäftsführerin umzingelten, stets predigte sie Bescheidenheit: Die klassischen Hierarchien solle man vergessen. Bei den Piraten funktioniert politische Einflussnahme in umgekehrter Richtung: »In dieser Partei schläft man sich nach unten.«

Ich müsste also heute Abend die perfekte Beute für jeden Piraten sein: Dies ist mein erster Ausflug ins Parteileben. Ich habe keine Ahnung, was mich erwartet. Meinen Mitgliedsantrag habe ich erst vor einer Woche ausgefüllt, ich habe bisher kein Parteibuch und bin im Internet ein Niemand. Beim Kurzmitteilungsportal Twitter verfolgen mehr als 31.000 Menschen die Neuigkeiten von Marina Weisband. Wenn ich etwas bei Twitter schreibe, interessiert das gerade mal sieben andere Leute. Weiter unten geht kaum.

Ich stehe in der Tür zum »Kinski«, einer efeuberankten Kneipe mitten in »Kreuzkölln«, einem trendigen Westberliner Studentenkiez zwischen Kreuzberg und Neukölln. Es ist Dienstagabend, Berliner Piratenstammtisch. Dass der Stammtisch im »Kinski« stattfindet, ist das Ergebnis einer basisdemokratischen Abstimmung. Im Sommer 2010 wurde die Kneipe mithilfe der Meinungsbildungssoftware Liquid Feedback zum wöchentlichen Treffpunkt der Berliner Piraten bestimmt. Sie bekam 74 Ja-Stimmen bei neun Nein-Stimmen und vier Enthaltungen. Der »Club mit Kultstatus«, hieß es damals im Antragstext, sei »etwas vergammelt, schlecht beleuchtet, trotzdem gemütlich«.

Zwei Jahre später hat sich daran nichts geändert: Die Ledersofas sehen nach durchgessener Flohmarktware aus, der fleckige Putz an den Wänden wirkt im Schummerlicht fahl. Gemütlich? Gemessen an den kargen Hallen, in denen Computerspiel-Fans ihre Lan-Partys feiern oder Hacker-Konferenzen stattfinden, zweifellos.

Gut zwanzig Männer sitzen an diesem Dienstagabend im schiefen Stuhlkreis um den Piraten im »Basis«-Shirt herum. Studenten, Familienväter, Rentner. Nie habe ich so viele Pferdeschwanzträger mit Mittelscheitel in einem Lokal gesehen. Nie so viele Club-Mate trinkende Jungs, die aussehen, als hätten sie einen beachtlichen Teil ihrer Jugend daheim einsam in den Computer geschaut. Außer mir entdecke ich nur eine Frau im Raum.

Insgeheim hatte ich gehofft, die Piraten sähen in echt ganz anders aus als in all den Reportagen, die ich in den vergangenen Monaten gelesen und angeschaut habe. Doch der Anblick im »Kinski« deckt sich verblüffend mit dem Klischee.

Ich lasse mich in ein tiefes Sofa hinter der Eingangstür fallen. Der Mann neben mir, Mitte dreißig, einer der wenigen Gäste im Jeans-und-Hemd-Look, findet sein Smartphone leider spannender als mich. Die meisten im Raum tippen auf ihren Telefonen herum oder schauen an ihren Sitznachbarn vorbei.

Vorne ergreift der schlaksige Pirat im »Basis«-T-Shirt das Wort. Er hält einen Kurzvortrag für alle Neuen und klingt dabei so

wahnsinnig gut drauf wie Morgenmoderatoren im Privatrado. Gerade erklärt er eine Parteimaxime – das »allgemeine piratige Mandat«: Denke selbst, handle selbst, warte nicht auf Vorschläge oder Kommandos von oben! Eigentlich ein praktischer Ansatz. Ich frage mich nur, ob es nicht drunter und drüber gehen muss in einer Partei, wenn die Basis einfach beherzt ihre Ideen verwirklicht.

Der »Basis«-Pirat aber scheint tatsächlich zu brennen für seine Botschaft: Sogar der Bundesvorstand habe in seiner Partei nur verwaltende Aufgaben, erklärt er. »Entscheidungen treffen wir grundsätzlich so« – sein Blick senkt sich zu seinen Turnschuhen. »Was habt ihr denn für 'ne Meinung?«, fragt er die fiktive Basis unten am Boden. »Okay«, sagt er nach einer Kunstpause, »dann machen wir das so!« Er strahlt in die Runde.

Da ist es wieder, das Partei-Credo: Wir sind nichts, unsere Basis ist alles! Womöglich glauben viele Piraten wirklich daran. Mich verwundert das ein wenig. Klar, auch ich bin heute hier, weil mich der neue, basisdemokratische Ansatz der Piraten verlockt. Aber ist es nicht trotzdem naiv zu glauben, dass in einer Partei alle auf gleicher Augenhöhe mitbestimmen können, egal ob Anfänger oder Profi? Je flacher die Hierarchien, desto stärker die informellen Machtgefüge. Und die können ziemlich unangenehm sein.

Hier im »Kinski« aber widerspricht niemand. Der Referent im »Basis«-T-Shirt ist inzwischen beim Thema Engagement angekommen. Die Piraten, sagt er, lebten vom ehrenamtlichen Einsatz jedes einzelnen Mitglieds. Nur sehr wenige Aktive seien für ihr Engagement bis heute mit Geld entlohnt worden. »Pirat zu sein, das ist eine Leidenschaft, die man sich leisten können muss!« Dafür bekomme man aber auch außergewöhnliche Chancen.

Er zeigt jetzt auf den gediegen gekleideten Mittdreißiger, der neben mir auf der Couch an seinem Smartphone herumfingert. Das sei Jan, bekannt aus dem *Spiegel*. Ich linse zur Seite. Mir wird klar, wer da auf meinem Sofa sitzt. Ich habe Beeindruckendes über diesen Mann gelesen und kürzlich sogar schon seine Twitter-Nachrichten abonniert: Jan Hemme, Politikberater von Beruf. Ein

Berliner Pirat, der es mit einer politischen Idee vom Küchentisch in die Bundespolitik geschafft hat – und nebenbei auch in den *Spiegel*. Kürzlich hat das Nachrichtenmagazin ihm zwei Seiten gewidmet. Denn Hemme war etwas Außergewöhnliches gelungen: Er hatte eine Initiative mit dem sperrigen Titel »Datenschutzniveau des Landes Berlin durch die Novellierung der EU-Datenschutzrichtlinien erhalten und ausbauen« auf direktem Weg online über die Meinungsbildungssoftware Liquid Feedback ins Berliner Abgeordnetenhaus gebracht.

Bei Liquid Feedback stimmten zwar nur 104 Piraten für die Datenschutz-Idee, aber im Abgeordnetenhaus erwärmten sich plötzlich selbst CDU und SPD für den Vorstoß des Berliner Piraten. Das Landesparlament stimmte einer leicht abgewandelten Initiative zu, brachte sie bis in den Bundesrat. Und die Länderkammer sprach schließlich Ende März eine Rüge gegen die EU-Kommission aus.

Für die Piraten ist Jan Hemme seither der leibhaftige Beweis, dass Bundespolitik anders funktionieren kann als in den großen Volksparteien – nämlich »bottom up«, also von unten nach oben. Auch der *Spiegel* notierte respektvoll: »Vom Laptop in die Volksvertretung: Was Hemme in der Hauptstadt gelang, könnte bald bundesweit die eingespielten demokratischen Prozesse durcheinanderbringen.«

Hemme brummelt etwas, das sich anhört wie: »Guter Artikel.« Dann richtet er vom Sofa aus ein paar knappe Sätze an uns. Bei den Piraten etwas zu werden, das sei harte Arbeit. »Es leidet das Privatleben, es leidet der Job«, sagt er kühl. Wer denke, er könne hier die schnelle Karriere machen, der täusche sich.

Wie charmant. Damit sind immerhin drei Dinge gesagt: Die Ochsentour scheint es auch bei den Piraten zu geben. Karrieristen sind offenbar ein Thema in der Partei. Und: Wir Neuen stehen unter Verdacht.

Ich halte Ausschau nach Gestalten, die aussehen, als könnten sie klassische Karrieristen sein und wollten nur die jüngsten Erfolge der Piraten abschöpfen: Träumt vielleicht der auffällig seriös ge-

kleidete Mann im braunen Cordsakko da drüben schon vom Einzug in den Bundestag im Herbst 2013? Oder der smart wirkende Student mit der Umhängetasche aus bunter Industrieplane? Einer der schwarz gekleideten Pferdeschwanzträger mit iPad auf den Knien? Oder bin vielleicht ich selbst die Verdächtige?

Einerseits übers »Nach-unten-Schlafen« philosophieren, andererseits den Neuen erst mal Karrierismus unterstellen – mir kommt das ziemlich dialektisch vor. Aber ich kenne das schon. Als vier Tage nach mir die Netzaktivisten Anke und Daniel Domscheit-Berg ihre Mitgliedschaft bei den Piraten beantragten, ging es bei Twitter sofort los. Jemand fragte süffisant, wann sich die grüne Ex-Microsoft-Managerin wohl »spontan« zu einer Bundestagskandidatur entschließen werde. Ein anderer lästerte, was den Grünen einfalle, dieses »Karrieristen-Ehepaar bei uns endzulagern«. Es war der Pirat Jan Hemme, neben dem ich nun auf der Couch im »Kinski« sitze.

Am liebsten würde ich ihn jetzt ansprechen und fragen, ob ich ihm irgendwie karrieristisch vorkomme. Aber ich will mich nicht unbeliebt machen. Nicht gleich am ersten Abend.

Vorne startet der Pirat im »Basis«-T-Shirt gerade eine offene Diskussionsrunde. Und plötzlich geht es einmal quer durch die Bundes- und Landespolitik, von der CDU-Spendenaffäre zum Atomausstieg zum neuen Berliner Großflughafen. Einer bedauert mit ernster Miene, »dass es das Internet vor 100.000 Jahren noch nicht gab« – sonst hätte man viele gesellschaftliche Probleme vermeiden können. Ein alter Mann mit stattlichem Bauch wirft einen Kohlwitz in die Runde. Dann schmettert er: »Wer hat uns verraten, Sozialdemokraten!« Er redet sich in Schwung, prophezeit der Atomenergie ein Revival, kommentiert die neuen Flugrouten über der Hauptstadt. Und als es um das von der Piratenpartei propagierte bedingungslose Grundeinkommen geht, meldet er lautstark Zweifel an: »Ich selbst bin nämlich an Faulheit nicht zu überbieten!« Von hinten ruft jemand: »Immerhin biste hier!« Der Alte grinst zufrieden. Er genießt es, mal so viele Zuhörer zu haben.

Es ist, als hätte jemand ein Internetforum ausgeschüttet und die Diskutanten in diesen Raum gepfercht. Jeder sagt, was ihm einfällt. Ich wünschte, ich könnte jetzt vorwärtsscrollen wie daheim am Computer.

Ein unscheinbarer Mann ergreift das Wort. Er berichtet über eine Firmengründung, ihr Scheitern – und über die Schuldigen. Er wirkt aufgewühlt. Im Raum ist es unruhig geworden, der Lärm schluckt die Hälfte seiner Sätze. »Sorry, hast du die Geschichte verstanden?«, frage ich flüsternd den erfahrenen Piraten neben mir auf dem Sofa. Er murmelt etwas, das für mich wie »Keine Ahnung, irgendein Schwachsinn« klingt. Kurz darauf steht er auf und geht an die Bar.

Schön zu wissen, dass nicht alle Piraten im Raum diese Form der Basisbeteiligung genießen. Geht mir genauso. Nur was sollen dann die Hymnen auf das Potenzial der Nobodys? Mit jeder Minute im »Kinski« wird mir das Verhältnis der Partei zu ihren Neulingen unklarer.

Ich sehe mich um und beschließe, einen Blick in den hinteren Raum der Kneipe zu werfen. Dort sitzen in kleiner Runde schwarz gekleidete Männer um einen Couchtisch. Die Luft ist neblig von Zigarettenuqualm, die Pferdeschwanzquote noch höher als vorne im Eingangsbereich. Tagt hier etwa ein Inner Circle? Könnte dies der eigentliche Piratenstammtisch sein? Auf alle Fälle ist dieses Hinterzimmer kein Ort für eine Nichtraucherin mit Holunder-Bionade in der Hand. Sollte ich vielleicht gleich nach Hause gehen?

Auf halbem Weg nach draußen begegnet mir ein schlaksiger Typ. Er trägt einen dicken Rucksack auf dem Rücken und einen mit Buttons besetzten schwarzen Herrenhut, unter dem lange Haare herausbaumeln. »Ich bin der Simon.« Er streckt mir die Hand entgegen, sein Händedruck ist weich.

Ich kenne den Mann – aus dem Fernsehen, aus der Zeitung, von Twitter. Simon Kowalewski, 31 Jahre, ist einer der fünfzehn Piraten, die seit Herbst 2011 im Berliner Landesparlament sitzen. Er

war mal in der PDS aktiv, später in der Esoterikpartei »Die Violetten«. Vor der Wahl hat Simon Kowalewski sich als »Radikal-feminist« präsentiert, jetzt dient er der Piratenfraktion als frauenpolitischer Sprecher. Bei Twitter stenografiert er sein Leben so: »Mitglied des Abgeordnetenhauses. Veganer. Polyamor. Ingenieur der Informationstechnik. Administrator. Elektronik-Hacker. Nerd. Apple-User. Pirat.«

Ob ich neu hier sei, fragt Simon Kowalewski mich freundlich. Ich berichte vom ausgefüllten Mitgliedsantrag und dass ich seither warte: auf eine Bestätigung von der Partei, einen Mitgliedsausweis, einen Zugang zu Liquid Feedback.

Simon Kowalewski hört so gelassen zu, als habe er diese Geschichte schon sehr oft gehört. Er kann sie sogar erklären. Jedenfalls kommt es mir so vor. Im freundlichen Plauderton führt er mich in die informationstechnologischen Schwierigkeiten bei der Aufnahme und Registrierung neuer Mitglieder ein. Schade, dass ich kein IT-Diplom habe – sonst hätte ich ihn vielleicht sogar verstanden. Aber bevor ich mich entscheiden kann, ob ich noch einmal nachfragen sollte, entschuldigt sich Simon Kowalewski auch schon, er müsse noch weiter, und verschwindet im Hinterzimmer.

Ich schaue ihm staunend nach. Simon Kowalewski kann nicht ahnen, dass er mit seinem Small Talk gerade das Ansehen der Partei gerettet hat. Zumindest bei mir. Abend Nummer eins unter Piraten und schon mit jemandem aus der Landtagsfraktion gesprochen! Klar, ich habe schon tiefgründigere Gespräche geführt. Aber ich will auch nicht undankbar sein. Mit ein bisschen Glück werde ich hier demnächst mit dem Parteivorsitzenden Bernd Schlömer über die besten Bundestagskandidaten fachsimpeln.

Auf dem Heimweg, kurz nach Mitternacht, erreicht mich eine Botschaft meines Sofanachbarn beim Stammtisch: »Heute viele interessierte Bürger im Kinski. Schön, zu sehen, dass Liquid Democracy das Ding ist, mit dem man sie immer wieder kriegt ...!«, twittert Jan Hemme. Ich lese den Tweet ein zweites und ein drittes

Mal. Meint er das vielleicht ironisch? Ich tippe: »Man sieht sich 2013 im Bundestag.« Dann lösche ich den Satz wieder – und schalte das Smartphone aus.

»Vergiss den Mitgliedsausweis!«

Wie mich die Crew Prometheus und ihr Kapitän freundlich aufnehmen und zum Mitmachen anstiften

Es ist 20 Uhr, ein Donnerstag im Mai. Hier soll gleich das Crew-Treffen beginnen. Der zweite Termin in meinem neuen Leben als Piratin – oder Fast-Piratin. Denn Mitglied bin ich ja noch nicht. Ich würde schwören, mein Antrag liegt nach wie vor in diesem Ablagefach in der Parteizentrale, als wäre es egal, ob ich dabei bin oder nicht.

Trotzdem bemühe ich mich, erwartungsfroh zu wirken. Dies wird schließlich meine erste Begegnung mit der Crew sein, und ich will einen guten Eindruck machen. Insgeheim allerdings frage ich mich: Wäre an einem so prächtigen Frühsommerabend nicht die Internet-Demokratie gefordert, von der die Piraten ja bekanntlich so begeistert sind?

Der Ostwind hat die Hitze des Tages weggeblasen. Die Rasenflächen im Viertel verwandeln sich gerade in Picknickzonen. Ich hätte bei einer Freundin klingeln, mit ihr auf dem Balkon einen Weißwein trinken können. Stattdessen sitze ich zwei Häuser weiter in einer Pizzeria, die mir bislang nie aufgefallen war, obwohl ich regelmäßig auf dem Heimweg vorbeilaufe. Auf der Markise über dem Eingang verspricht das »Caminetto« nicht weniger als »... die beste Pizza Berlins«, was bei Regenwetter sicherlich Touristen nach drinnen in den dunklen Gastraum lockt. Als ich einen Kellner nach dem Piratentreff fragte, zeigte er jedoch auf ein noch dunkleres Zimmer links vor den Toiletten mit Che-Guevara-

Tapete an den Wänden und Ausblick auf die Müllcontainer im Hof.

Hier also trifft sich jeden Donnerstag eine der drei Ortsgruppen der Piratenpartei im Berliner Stadtteil Friedrichshain – die Crew »Prometheus«. Ein vergleichsweise seriöser Name. Manche der rund fünfzig Berliner Basisteams der Piratenpartei heißen wie die Kita ums Eck (»Bunte Kuh«, »Pippi Langstrumpf«). Der größere Teil trägt Namen, die nicht verhehlen, welchem Milieu sie entstammen. Unter den Namenspaten sind legendäre Informatiker wie der Erfinder des Computers, Konrad Zuse, oder der Entwickler der Programmiersprache C++, Bjarne Stroustrup, aber auch Science-Fiction-Raumschiffe – von der »Enterprise« aus der TV-Serie »Star Trek« über die »Defiant« aus der TV-Fortsetzung »Star Trek: Deep Space Nine« bis zu der mit einem unendlichen Unwahrscheinlichkeitsdrive angetriebenen »Herz aus Gold« aus dem satirischen Bestseller »Per Anhalter durch die Galaxis«. Die Piraten-Crew »Schrödingers Katze« wiederum hat sich nach einem Gedankenexperiment aus der Physik benannt, das die Unvollständigkeit der Quantenmechanik am Beispiel einer zugleich toten und lebendigen Katze demonstrieren sollte; und woher die Crew »Fnordy-Fornrd Roughnecks« ihren nach eigenen Angaben »heiß diskutierten« Namen hat, verstehe ich auch nach der Lektüre der Crew-eigenen Erklärung nicht.

Dann schon lieber eine griechische Sagengestalt wie Prometheus, den Wikipedia als »Freund und Kulturstifter der Menschheit« bezeichnet.

Je mehr Piraten sich an diesem Abend zum Crew-Treffen im »Caminetto« gesellen, desto bunter wird die Runde – ein Ökonomiestudent und eine Ärztin sind gekommen, ein Fremdenführer und eine Schneidermeisterin, ein Informatiker und ein Netzaktivist. Die meisten sind erst ein paar Monate in der Partei. Ich zähle fast ebenso viele Frauen wie Männer. Keiner sieht aus wie einer dieser Nerds mit Pferdeschwanz und Mittelscheitel, denen ich kürzlich beim Stammtisch im »Kinski« begegnet war.

Rechts neben mir sitzt Denis, der »Kapitän« dieser Basisgruppe, und bestellt sich eine Schinkenpizza. In seinem Profil im Piraten-»Wiki« steht: Er ist 28 Jahre alt, verheiratet, von Beruf Elektrotechniker, und hat sich der Piratenpartei kurz nach deren Einzug ins Berliner Abgeordnetenhaus angeschlossen. Die Begründung in seinem Nutzerprofil klingt leidenschaftlich: Die Piraten, schreibt Denis, arbeiteten am größten politischen Vorhaben »seit dem Mauerfall«. Sie wollten die politische Landschaft umgestalten, Beteiligung ermöglichen, Transparenz im Staat schaffen und Menschen »animieren, ihre Energie in die Beeinflussung ihres Mit-einanders zu stecken«.

Den letzten Punkt verstehe ich zwar nicht ganz, aber seit ich neben dem Kapitän im »Caminetto« sitze, kommt mir das auch nicht mehr so wichtig vor. Denis hat sich offensichtlich nicht ganz zufällig bei Twitter »Spreekaribik« genannt. Er sieht auch aus wie ein Surflehrer: Bermudashorts, T-Shirt, die dunklen Haare lässig nach hinten gekämmt. Ein spaßiger, kumpelhafter Kerl, den ich nach Feierabend im Fitnessstudio vermutet hätte. Oder auf der Tanzfläche. Aber nicht beim Parteitreffen.

Ich denke zurück an meinen ersten Besuch in der Parteizentrale und den väterlichen Rat des kahlköpfigen Piraten: »Geh am besten einfach mal zu einem Crew-Treffen.« Hätte ich nicht einfach mal gleich auf ihn hören können?

Stattdessen saß ich tagelang abends am Computer und durchkämte das Piraten-»Wiki« nach dem passenden Einstieg ins Piratentum. Ob der Piratenpartei klar ist, welches Risiko ihr »Wiki« für die Parteiarbeit darstellt? Ich jedenfalls könnte problemlos mehrere Wochen kreuz und quer durch dieses Lexikon surfen, ohne mich für irgendeine Tätigkeit in der Partei zu entscheiden.

Allein 146 bundesweite Arbeitsgemeinschaften listet das »Wiki« auf und noch viel mehr auf Landesebene. Doch welche davon würde zu mir passen? Sollte ich womöglich in die AG Datenschutz hineinhören, die AG Transparenz ausprobieren, die AG Überwachung testen? Oder lieber was Soziales? Die AG Sozialere Markt-

wirtschaft lockt mit dem Auftrag, die »inhaltliche Bedeutung des Kernprogrammes der Piratenpartei Deutschland für viele Bereiche herausarbeiten und Brücken für Erweiterungen bauen« zu wollen. Die AG Marktwirtschaft neu denken wirbt mit der These, die »Hardware unserer Wirtschaft und Gesellschaft« werde immer besser, wir brauchten jedoch »eine bessere Software – ein neues Betriebssystem mit eingeschlossen«. Die AG Sozialpolitik will schlicht einen »nachhaltigen sozialpolitischen Teil« für das Bundesprogramm der Partei erarbeiten. Wie das dann wohl bei der AG Bedingungsloses Grundeinkommen ankommt, bei der AG Sozialstaat und Unterhalt oder der AG Sozialversicherung?

Die AG 2X (benannt nach den zwei weiblichen Chromosomen) klingt für mich nicht weniger spannend als die AG 2G (benannt nach ihrem Ziel: Gesellschaftliche Gleichberechtigung). Und erst die AG Kriegswaffenrecht! Sie wirbt mit einem Maschinengewehr im Logo um Mitstreiter und lädt auf ihrer »Wiki«-Seite sogar zum »piratigen Flak-Vierlingschießen« ein. Hoppla, es muss sich um eine Fake-Gruppe handeln, eine Parodie auf die tatsächlich existierende AG Waffenrecht. Die allerdings meldet im »Wiki« allen Ernstes: das »piratige Vorderladerschießen« am 14. Juli falle leider aus! Verwundert surfe ich weiter.

Es gibt auch eine AG Offline! Schon wieder ein Scherz? Oder ein Unterschlupf für Menschen wie mich, die im Internet noch nicht ihren Hauptwohnsitz haben? Ich klicke und staune. Selbst die AG Offline arbeitet online, und zwar »mit Skype in einer 24/7 Arbeits-Konferenz«, wie mir das »Wiki« erklärt: »Um in die Konferenz zu kommen (Saphirchen) ›Kirschjunkie‹ im Skype adden. Ihr werdet dann dazugeholt ...« Ich fürchte, das wird nicht passieren.

Die Piraten hatten mich mit einem großen Versprechen gelockt: In dieser Partei stünden mir alle Türen offen, ich dürfe sofort mitmachen, auf allen Ebenen, ohne Ochsentour. Doch je länger ich im Internet nach dem perfekten Platz in der Partei suchte, je mehr virtuelle Möglichkeiten sich auftaten, desto mehr sehnte ich mich nach terrestrischem Anschluss. Schließlich besann ich mich auf

den Rat des Piraten aus der Parteizentrale und sah mich nach einer Ortsgruppe in meiner Nachbarschaft um.

Zugegeben, eine naheliegende Idee. Mein Ostberliner Viertel ist die reinste Piratenbucht. Zwar sind die Grünen bei der Wahl zum Abgeordnetenhaus im Herbst 2011 mit 32 Prozent noch stärkste Partei geworden, aber die Piraten haben unglaubliche 26 Prozent der Zweitstimmen geholt – mehr als doppelt so viel wie die Linkspartei (11 Prozent) und sogar mehr als SPD (17 Prozent), CDU (4 Prozent) und FDP (0,8 Prozent) zusammen. Nirgendwo in der Hauptstadt leben mehr Piraten als im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg. 555 Mitglieder hat die Partei hier. Die Landesverbände von Mecklenburg-Vorpommern oder dem Saarland sind kleiner.

Kein Wunder also, dass ich bei meiner Suche nach Gleichgesinnten auch eine Ortsgruppe in nächster Nähe entdeckte. Mit dem Fahrrad wären es fünf Minuten zu ihrem wöchentlichen Treffpunkt. Das schien mir sehr bequem. Blieb nur noch die Frage, ob ich mich in dieser Crew Prometheus ähnlich verloren fühlen würde wie unlängst abends beim Stammtisch im »Kinski«.

Versuchsweise schickte ich Denis, dem Kapitän, eine E-Mail: Ich möchte bei den Piraten mitmachen. Wäre ich in eurer Crew richtig? Noch am selben Abend erreichte mich seine Antwort:

»An sich wärst du bei uns richtig«, bestätigte Denis. »In der Nähe findest du aber auch die Crew Serenity und die Bunte Kuh. Aber natürlich bist du auch jederzeit bei uns willkommen. Die Qual der Wahl im Friedrichshain. :-D«

Nicht nur in diesem Punkt schienen wir einer Meinung. »Aus meiner Erfahrung heraus dauert es auch eine Weile, bis man Abläufe, Begriffe und Geschehnisse innerhalb der Piraten versteht«, versicherte Denis und schrieb weiter:

»Freut mich, dass du dich politisch engagierst, und hoffe, wir können dir die Heimat bieten, die du erhoffst. Und wenn das nicht so ist, dann gibt dir das piratige Mandat jederzeit die Gelegenheit, etwas daran zu ändern.«

Mein erster erlernter Grundsatz. Das piratige Mandat bedeutet: Denke selbst. Handle selbst. Niemand wird dir hier sagen, was du tun sollst, du schlägst es selbst vor, suchst es dir selbst aus oder tust es selbst. Und wenn es gut ist, tust du es nicht alleine :)

Also bis demnächst in der Crew.

Beste Grüße«

Eine freundliche Standardantwort an alle Interessenten? Am nächsten Morgen erwiderte ich launig:

»Ich hab seit meiner Anmeldung als Mitglied noch gar keine Rückmeldung von der Geschäftsstelle bekommen. Kann ja kaum abwarten, beim Liquid Feedback mitzumachen! Hilft da nur abwarten & Club-Mate trinken? Oder kann ich das ... getreu dem piratigen Mandat ›Denke selbst. Handle selbst‹ ... irgendwie beschleunigen ;-)«

Schon am Mittag meldete sich der Kapitän mit konkreten Vorschlägen zurück:

»Ich würde dir empfehlen, auf die Mitgliedsbestätigung zu warten, dann den Jahresbeitrag zu überweisen (der Beitrag garantiert dir das Stimmrecht auf Parteitag, ist von daher wichtig) und eine Mail an die Admins vom Liquid zu schicken.«

Falls ich das Anmeldeprozedere nicht alleine machen wolle, helfe mir die Crew gerne. »Beschleunigungsmaßnahmen« seien ihm aber leider nicht bekannt. Smiley.

»Bei Fragen keine Scheu. Ansonsten sehen wir uns dann demnächst im Caminetto. Grüßli«

Ja, Grüßli!

Denis hat inzwischen seinen Laptop auf den Holztisch gestellt und

die Tagesordnung für das Treffen aufgerufen. Ich lese von der Seite mit: Soll die Tram 21 künftig durch die Sonntagstraße geführt werden oder erst in der Neuen Bahnhofstraße abbiegen? Wie stehen die Piraten zu kostenpflichtigen Anwohnerparkausweisen im Viertel? Wer ist bereit, einmal im Monat samstags hinter einem Infostand der Partei im Viertel zu stehen?

Keine dieser Fragen hätte ich mit der Piratenpartei in Verbindung gebracht. Ich hätte auch nicht geglaubt, dass man Menschen mit solchen Themen an einem wunderbaren Abend wie diesem vom Sonnenbalkon weglockt.

Im »Caminetto« steht gerade Punkt fünf der Tagesordnung zur Debatte, also die Frage, ob die Piraten ein Bürgerbüro in Friedrichshain eröffnen sollen. Ich stelle mir vor, Freunde hätten mir vor ein paar Jahren bei einer Pizza erzählt, gewisse Piraten – Gänsefüßchen-Geste – wollten demnächst ein erstes Bürgerbüro in unserer Nachbarschaft eröffnen. Ich hätte sie ratlos angeschaut. Anfang 2009 hatte die Partei laut »Wiki« bundesweit nur gut 800 Mitglieder, davon gerade einmal 58 in Berlin. Weniger als mein Tennisklub. Die Piraten waren eine Insiderveranstaltung. Als Kapitän Denis im vergangenen September zu den Piraten stieß, war er schon Mitglied Nr. 15.218. Und sollte ich demnächst einen Mitgliedsausweis bekommen, wird die Zahl darauf jenseits der 30.000 liegen. Allein in Berlin gibt es inzwischen mehr als 3000 Piraten, immerhin 15 von ihnen sitzen im Abgeordnetenhaus – und noch viel mehr in den Berliner Bezirksverordnetenversammlungen.

So wie Crew-Mitglied Ralf. Er gehört seit acht Monaten als Pirat der Bezirksverordnetenversammlung Friedrichshain-Kreuzberg an und schwärmt im »Caminetto« gerade von dem Bürgerbüro-Projekt: Das Büro könnte ein Treffpunkt für Piraten und Gleichgesinnte aus der Nachbarschaft werden, erläutert er den Mitstreitern am Tisch. Die Crew müsste sich zu ihren wöchentlichen Sitzungen nicht immer in der Pizzeria treffen – dann kämen vielleicht auch Leute, bei denen das Geld nicht für einen Kneipenabend reiche. Außerdem könnten die Piraten dort Bürger-

sprechstunden anbieten. Ralfs Idee: eine kostenlose Rechtsberatung für alle, die sich Musik oder Filme illegal aus dem Netz heruntergeladen und deshalb eine teure Abmahnung bekommen haben.

Kein schlechtes Angebot! Mein Freund hätte es vor ein paar Wochen mit Sicherheit angenommen. Damals war in seinem Büro gerade eine Rechnung über 900 Euro eingetroffen. Einer seiner Kollegen hatte über das Büro-WLAN knapp sechs Minuten des Spielfilms »The Tree of Life« hochgeladen und sich dabei erwischt lassen. Die beiden suchten einen Anwalt auf, der verfasste ihnen eine Unterlassungserklärung. Kosten: gut 300 Euro. Ich bin mir sicher, diese kostenlose Rechtsberatung könnte ein Renner werden.

Kapitän Denis drückt aufs Tempo. Es ist schon nach 22 Uhr. Zeit für eine Abstimmung über das Bürgerbüro. Alle am Tisch heben die Hand. Außer mir. Wie in Zeitlupe wenden sich die Köpfe zu mir. Ich sehe in erwartungsvolle Gesichter. Schließlich fragt Denis: »Du willst dich enthalten?«

Ich kapiere die Frage nicht. In der Begrüßungsrunde hatte ich klargemacht, dass ich noch gar keine Antwort auf meinen Mitgliedsantrag bekommen habe. Und nun soll ich plötzlich mit abstimmen? Hat mir keiner zugehört? »Bis jetzt«, wiederhole ich, »bin ich doch noch gar keine Piratin.«

Sofort beginnt ein heiteres Durcheinander am Tisch: »Vergiss den Mitgliedsausweis!« »Ich habe drei Anträge gestellt und acht Monate gewartet!« »Bei den Piraten muss keiner sechs Jahre Stiefel lecken, bevor er mitmachen darf!« »In unserer Crew können alle mit abstimmen – auch Gäste!« Piratenpartei mit gewöhnlicher Partei verwechselt – mein Fehler scheint unter Anfängern beliebt zu sein.

Mag sein, dass es hier nicht auf den Mitgliedsausweis ankommt. Aber mehrere ausgefüllte Anträge und monatelange Wartezeiten? Diese Perspektive macht mich doch ein wenig ungeduldig. Bloß bleibt mir keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Ich muss mich entscheiden. Beruhigend, dass es nicht gleich um die Zukunft des Europäischen Fiskalpakts geht, sondern um ein kleines Ladenlokal

irgendwo in der Nachbarschaft. Spontan hebe ich meine Hand. Denis grinst zufrieden. Ich staune. Die Bedienung hat noch nicht alle Pizzen aufgetischt, da habe ich schon abgestimmt. So ähnlich stelle ich mir eine Mitmachpartei vor.

Klacker-di-klack. Am Ende des Tisches tippt ein Pirat das Abstimmungsergebnis in seinen Laptop.

*= Crewtreffen am 24.05.2012 ab 20 Uhr = Hafen: Caminetto =
TOP 5 Büro FHain*

– Meinungsbild: einstimmig für ein Büro

Wenige Sekunden später steht das Resultat auch im Internet. Denn jedes Treffen der Crew wird protokolliert – im »Piratenpad«, einem virtuellen Notizblock der Partei. In einem solchen »Pad« können mehrere Piraten gleichzeitig online an einem Text schreiben. Ihre Beiträge erscheinen in Echtzeit und sind in unterschiedlichen Farben abgesetzt, damit erkennbar ist, wer welchen Textbaustein beigetragen hat. So kann also die ganze Welt übers Internet augenblicklich nachlesen, was wir im »Caminetto« diskutieren und beschließen. Zwar interessiert das vermutlich kaum jemanden. Aber darauf kommt es nicht an. Die Piraten versprechen schließlich, transparenter zu arbeiten als andere Parteien.

Spätabends rufe ich daheim am Laptop das Protokoll meines ersten Crew-Treffens noch mal auf. In der Anwesenheitsliste steht in der Rubrik Gäste: »Astrid Geisler – Journalist, Mitgliedsantrag abgeschlossen«.

Ich fühle mich beschwingt – und suche nach den Gründen. Ich habe etwas entdeckt, gleich in meiner Nachbarschaft, was ich dort nicht vermutet hätte: Leute wie du und ich, befeuert von der Idee, politisch doch etwas bewegen zu können. Eine bunt gemischte Gruppe, die in lässig-selbstironischem Ton diskutiert, dafür erstaunlich ernsthaft in der Sache. Aber: Wäre ich in den vergangenen Jahren einfach mal zu den Friedrichshainer Grünen gegangen, hätte ich dort vielleicht ganz Ähnliches erleben können?